Das Kind aus Asien.

Novelle von Wilhelm Berger.

(2. Fortsetzung.)

In der Nähe von Christinens Wohnung war sein Selbstvertrauen schon lange nicht mehr so stark, und in der Gegenwart der gefürchteten Dame seines Herzens, unter vier Augen mit ihr, war es gänzlich verschwunden. Sie aber hatte nur eine kleine Bitte an ihn, eine ganz kleine Bitte. Die Mysterien der Buchhaltung, trug sie ihm vor, seien ihm, Charles ter Veen, ohne Zweifel so geläufig, wie ihr das Einmaleins. Nun habe man ihr die Revision der letzten Jahresabrechnung der Taubstummen-Anstalt übertragen und sie finde, daß sie dieser Arbeit nicht gewachsen sei. Ob Herr ter Veen, dem so viele freie Zeit zur Verfügung stehe, die Güte haben wolle, anstatt ihrer die Prüfung der Bücher und Belege zu übernehmen?

„Nichts weiter als das?" rief Charles erleichtert aus. „Mit tausend Freuden; ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich Ihnen gefällig zu erweisen."

„So werde ich Ihnen heute noch die Acten zusenden," sagte Christine und zeigte auf eine große Kiste, die in der Ecke des Zimmers stand. „Es würde mir lieb sein, wenn Sie sich mit der Arbeit etwas beeilten. Und noch eins. Ich befürchte, es sind in der Hausverwaltung einige Unregelmäßigkeiten vorgekommen; was Sie zu moniren finden, schreiben Sie genau auf, nicht wahr? und vereinigen schließlich diese sämmtlichen Punkte in einem Referat oder Gutachten, wie Sie es nennen wollen. Darf ich auf Ihre Gewissenhaftigkeit rechnen?"

„Aber ich bitte, Fräulein Großkopf!"

„Es sollte mir leid thun, Herr ter Veen," fuhr die kleine Dame unbeirrt fort, „wenn Sie sich etwa veranlaßt sähen, um dieser Arbeit willen in der nächsten Zeit Ihren Theaterbesuch etwas einzuschränken, — leid thun, weil Sie sich daran gewöhnt haben. Und doch wieder würde es mich freuen. Nicht, weil ich darin einen Beweis Ihres Eifers sehen müßte; von Ihrem Verlangen, mir nach Kräften gefällig zu sein, bin ich ohnehin überzeugt. Nein, mein werther Freund: das Theater, welches Sie besuchen, verdirbt Ihr Gemüth, das Sie, ich darf es wohl sagen, rein aus der Fremde mitgebracht haben. Ich bin keine Feindin des Scherzes, durchaus nicht. Gerne sehe ich fröhliche Menschen und bedaure oft schmerzlich, daß ich ihre Lust nicht theilen kann. Was aber auf jener Bühne als Scherz zu gefallen strebt, das ist meist eine gewaltsame Verzerrung solcher Vorgänge aus dem Leben, bei denen höchstens ein mitleidiges Lächeln angebracht wäre, und bei der Fröhlichkeit, die jene Scherze erzeugen, geht das Herz leer aus."

Mit gesenktem Haupte hatte Charles diese Predigt angehört. „Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen, bestes Fräulein," sagte er mit rathloser Miene. „Man geht doch nicht in das Theater, um sich bessern zu lassen. Ich will mich unterhalten und bin zufrieden, wenn ich lachen kann und die Leute um mich her vergnügt sehe. Weshalb ich lache, weshalb Jene lachen, darüber zerbreche ich mir den Kopf nicht."

„Ich wünsche von Herzen," erwiderte Christine lebhaft, „Sie wenigstens lachten nicht und fänden fade und geschmacklos, was von verwilderten Talenten erdacht worden ist, um der urtheilslosen Menge ein paar Stunden der Langeweile zu vertreiben. Es könnte mir ja gleichgültig sein, wie Sie Ihre Zeit ausfüllen, gleichgültig, ob Sie sich in das Gewöhnliche hinabziehen lassen oder zu dem Besseren emporstreben. Aber ich interessire mich für Sie. Theilweise, mag sein, aus alter Freundschaft; doch auch, noch, offen gesprochen, aus einem andern Grunde. Sie haben sich aus Ihrer Kindheit etwas gerettet, das mir wohlthut, das mich sympathisch berührt: eine in unserer modernen Welt wahrhaft herzerquickende Simplicität. Es würde mir leid thun, wenn Sie derselben verlustig gingen."

Der arme gescholtene Javane seufzte. „Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an mir nehmen," sagte er bedrückt. „Sie wissen nicht, können nicht wissen, welchen ungeheuern Werth Ihre Freundlichkeit für mich hat. Jedes Opfer würde ich gerne bringen, um mir dieselbe zu erhalten. Aber manchmal weiß ich mir weder aus noch ein. Wenn ich mir selbst folge, gerathe ich auf Wege, die Ihnen mißfallen, und was ich aus mir machen soll, damit Sie mit mir zufrieden sind, versteh' ich nicht."

Christine sah dem gequälten Freunde in das betrübte Gesicht und streckte die Waffen.

„Einige Menschen haben einen guten Genius," versetzte sie, „der sie rein durch das Leben führt. Ein solcher mag auch Ihnen zugestellt sein, Charles ter Veen. Ich werde ihn fortan gewähren lassen. Auch soll man die natürliche Krone der Bäume, die ihrem angebornen Charakter entspricht, nicht nach einem willkürlichen Muster zurechtstutzen. Ich bereue, daß ich's versucht habe. Fortan will ich Sie nehmen, wie Sie sind, nicht länger an Ihnen mäkeln und Ihnen die Lust am Leben verderben."

Sie reichte Charles die Hand, dem glücklich lächelnden Charles. „Und die Kiste?" fragte er mit einem scheuen Seitenblick auf das hölzerne Ungeheuer in der Ecke.

„Bekommen Sie noch heute," entgegnete Christine heiter. „Doch bitte ich, Herr ter Veen, betreiben Sie die Arbeit ganz nach Ihrer Bequemlichkeit; geben Sie keine Ihrer Lieblingsunterhaltungen auf. Ich gebe Ihnen Zeit bis zum Herbst. Im nächsten Monat ziehe ich nach Mehlem zur Sommerfrische und werde erst in der zweiten Hälfte des September zurückkehren. Ich rechne darauf, daß Sie mich in Mehlem zuweilen besuchen; willkommen sind Sie mir immer, nur bitte ich Tags zuvor um Nachricht. Aber nicht durch Postkarte. Ich halte etwas auf Form, und Mittheilungen auf offenen gelben Pappstücken zu empfangen, ist nicht nach meinem Geschmack."—

Charles ter Veen ging von dannen wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat. Wodurch und wie — das war ihm allerdings dunkel. Aber er pflegte nicht über die Gründe und Ursachen des Geschehenen nachzudenken. Sonnenschein war um ihn, in ihm, und die breite Brust schwoll ihm von überschwänglicher Hoffnung.

IV.

Auf der Seitenterrasse einer kleinen Villa in Mehlem saß an einem Augustmorgen Christine mit ihrer Freundin Johanna Zurmühlen; Christine, wie immer, jahrein, jahraus, in einem einfachen, grauseidenen Kleide. Sie hielt ein Brieflein in der Hand, ein rosa Octavblättchen, das soeben, mit der Post gekommen war. Die Unterschrift verdeckend, zeigte sie das Papier der Gefährtin.

„Wessen Handschrift ist das?" fragte sie.

Johanna betrachtete aufmerksam die großen, steifen Schriftzüge. Fragend sah sie die Freundin an.

„Ich habe diese Quartaner-Handschrift noch nie gesehen," erwiderte sie. „Aber ich kenne Jemand, der so schreiben könnte — das Kind aus Asien. Habe ich richtig gerathen? Ist der Brief von ihm?"

„Das Kind aus Asien!" wiederholte Christine. „Wer hat ihm diesen Beinamen angehängt?"

„Wer anders als die dankbaren jungen Damen?" sagte Johanna lachend. „Kommt er heute?"

„Jawohl, — endlich. Ich habe Sehnsucht danach gehabt, sein gutes Gesicht wieder zu sehen. Welcher neue Bildungsstaub mag ihm auf die Flügel gefallen sein? Glücklicher Charles ter Veen! Er merkt nicht, wie er zugerichtet wird auf seinen Schmetterlingsbahnen. Ein paar Jahre weiter, und der Philister wird fertig sein — satt und zufrieden. Es ist kein Ferment in ihm, das zu höheren Formen drängt. Schade! Er ist einer der wenigen Bekannten aus der glücklichen Zeit meiner Armuth, auf die seitdem kein Schatten gefallen ist. Wie ungestüm war seine Annäherung, als der Halbwilde in diesem Frühjahr uns in das Haus stürmte — erinnerst Du Dich noch, Johanna? Meine Freundschaft schien ihm so sicher, wie ein Stern am Himmel. Und wie habe ich ihn gequält, ehe ich guten Rath annahm von Dir und meine Schulmeisterrolle aufgab! Zuweilen ist es mir so vorgekommen, als ob er mir eine Neigung entgegentrüge, die über Freundschaft hinausreicht."—

Johanna betrachtete verwundert die Verstummende.

„Du, Christine," erinnerte sie leise, „und—dieser?"

„Beruhige Dich, Hannchen; es ist nichts. Nur zu gut sehe ich die Kluft zwischen uns,—die Kluft, die Du meinst. Und als ob das Alles wäre, was uns trennt! Das arme Kind aus Asien! Er träumt davon, den Weg zu mir zu finden."—

Christine senkte die Augen und schwieg eine Weile.

„Ich will Dir nur gestehen, Hannchen," begann sie endlich wieder, „daß auch ich an diesen schönen Sommerabenden Träume gehabt habe, Träume im Wachen. Ja, ich, Deine ernste, — alte Freundin! Soll ich Dir erzählen, was mir träumte? — Ich wohnte in dem Häuschen in der Nudelgasse, ich allein; der kleine Handel ernährte mich; in der engen Sphäre lebte ich still zufrieden; nichts von dem, was die Welt um mich her bewegte, kümmerte mich; keine schlimme Erinnerung trübte das ruhige Glück meiner Tage. Da kam Karl zurück, Charles ter Veen, und fand sich mir ebenbürtig, ich mich ihm. Und auf dem Schilde draußen am Hause veränderte sich die Firma; etwas bequemer hatten wir's, etwas behaglicher streckten wir uns, als ich's gewöhnt war; aber die Hände regten wir weiter. Und dann"—

Wieder hielt Christine inne.

„Wie sonderbar Du heute bist!" sagte die Freundin.

„Es wird vorüber gehen," versetzte Christine mit schmerzlich bewegter Stimme. „Der Wirklichkeit entrinnt Niemand. Wenn ich einmal vergessen sollte, was ich bin, so wird mich der nächste Blick in den Spiegel wieder darüber belehren. Was ich bin! Ein altes Mädchen mit versteinerten Jugendzügen. Anwartschaft auf ein gewöhnliches Erdenglück habe ich nicht mehr, schon lange nicht mehr. Als damals, einem Fluche gleich, der Gewinn aus dem Glücksrade auf uns niederfuhr, Tod, Elend und Schande über eine Familie bringend, die bis dahin in Gesundheit, Zufriedenheit und Ehrbarkeit gelebt hatte, bin ich versengt worden, — die Flügel sind mir hinweggebrannt. Nur noch träumen kann ich von einem Himmel auf Erden. Und tadle mir meine Träume nicht, Hannchen. Ueber jedem Leben schwebt, in gewöhnlichen Zeiten unsichtbar, das Bild eines andern, schöneren Lebens, ein Bild, ganz insgeheim von der Seele bereitet. Nur in Momenten der Verzückung gewahrt es der Pilger, der schwerbelastet eine rauhe Straße schreitet. Sie selbst sieht in dem Bilde, wie er handeln, wie er genießen würde, wenn er frei wäre. Und gelabt, getröstet, gestärkt wendet er sich zu seiner Aufgabe zurück. Alle erdulden den Zwang, der Jedem Wege aufnöthigt, die ihm nicht gefallen, — Alle. Tausenderlei Namen führt dieser Zwang, und ist doch dasselbe Schicksal, über jedem Geiste waltend, der im Fleische wohnt."

Mit einem Seufzer brach Christine ab.

„Kommen wir zurück zu unseren Tagesgeschäften!" sagte sie mit verändertem Ton. „Bemerktest Du unter den eingelaufenen Briefen noch einen, der dringend sein könnte?"

Mit einem schnellen, zaghaften Aufblick schob ihr die Freundin ein gelbes Hanfcouvert zu.

Christine sah flüchtig auf die Adresse. „Die alten Geschichten," rief sie, „wollen mich heute nicht in Ruhe lassen, scheint es. Von Lore Will, nicht wahr? Lies Du, Hannchen. Es wird das alte Lied sein. Geld, Geld und immer Geld! Es ist, als wenn die Person ein ewiges Leben hätte! Vor einem Vierteljahr schon gab ihr der Arzt nur noch Wochen."

„Diesmal enthält der Brief noch etwas Anderes, als die Bitte um Geld," berichtete Johanna Zurmühlen. „Sie klagt bitter über die Brutalitäten, die sie von ihrem Miethsherrn zu erdulden hat, von Schmitz, dem arbeitsscheuen Trunkenbolde. Was sie davon erzählt, ist empörend. Sie wünscht eine andere Wohnung, und ist selbst zu schwach, auszugehen. Da muß eingegriffen werden, und wenn sie vom Schlimmern wäre, als"—

„Als die ehemalige schlimme Geliebte meines schlimmen Bruders," ergänzte Christine. „Sprich Dich nur ruhig aus; ich kann heute Alles hören. Was aber soll geschehen? Der junge Armenarzt, der in den letzten Jahren zwischen ihr und mir die Mittelsperson gemacht hat, wird verreist sein. Ich kann sie nicht aufsuchen; daß Du es thust, wünsche ich nicht, und von unseren älteren Freunden in der Stadt möchte ich keinen auf die Spur der Verschollenen bringen."

„Wie wär' es, wenn Du ter Veen hinsendetest? Ihm ist Lore Will nur eine hilfsbedürftige Kranke, die er in Deinem Auftrage besucht. Er wird nicht fragen, nicht forschen; er nicht. Gib ihm Vollmacht, zu handeln, wie er's für gut findet; er wird schwerlich fehlgreifen."

„Es wird das Beste sein," erwiderte Christine nach kurzem Nachdenken. „Freilich, er hat noch kein Elend gesehen. Und die Lore mit ihren vornehmen Allüren wird ihn für sich einzunehmen wissen; er wird sie in Daunen betten und ihr Leckerbissen auftragen lassen. Nun — meinetwegen; auf lange kann es ja nicht sein; und ihn zu warnen, würde doch nicht helfen."—

Charles ter Veen kam an, von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet, das Haupt mit einem breitrandigen Strohhut bedeckt. Ein gar glückliches Gesicht trug der Indier in die kleine Villa in Mehlem hinein. Noch hatte Christine ihn nicht zum Niedersitzen eingeladen, als er schon zu erzählen begann, daß er mit der Revision der Bücher fertig sei. Vor Beendigung dieser Arbeit habe er sich nicht zeigen mögen; nun aber könne er mit freiem Gewissen vor die Freundin hintreten. Er zog einen großen, mit Ziffern bedeckten Bogen aus der Tasche und berichtete eifrig, welche Fehler er entdeckt habe. Christine mußte ihn gewähren lassen; sie merkte, daß er nicht eher zur Ruhe kommen werde, bis er die Materie gründlich durchgesprochen. Endlich war er fertig und gab das Papier in Christinen's Hände. Offenbar wollte er nun nichts weiter davon hören, weder jetzt noch später; neugierig sah er sich im Zimmer um, lief nach den Fenstern und stellte eine Frage nach der andern. Geduldig antwortete Christine. Als Charles nichts mehr zu fragen wußte, bat er, an den Rhein hinabgehen zu dürfen; es sei nun einmal seine Liebhaberei, sich in einer ihm neuen Gegend genau umzuschauen. Und nicht lange darauf erblickten die Freundinnen den weißen Wanderer bald hier, bald dort, wie er, der Mittagshitze nicht achtend, seine Studien machte und nichts unbetrachtet ließ, was ihm am Wege lag.

„Wunderst Du Dich noch über den Beinamen, den ihm das junge Volk gegeben hat?" fragte jetzt Johanna Zurmühlen.

„Nein," entgegnete Christine. „Kinder treffen mit ihren Aussagen von einander im Guten wie im Bösen meist das Richtige."—

Am Nachmittag fuhr man über den Fluß und bestieg den Drachenfels. Unterwegs kletterte Charles einen steilen Hang hinauf, um eine Königskerze zu pflücken, die oben an kahler Stelle blühte. Zurückkehrend, hatte er das Mißgeschick, zu fallen; sein helles Beinkleid empfing einen klaffenden Riß und einige Flecke von beträchtlicher Größe. Sofort war seine gute Laune dahin; fortan dachte er nur noch an die klägliche Figur, die er neben den beiden Damen machte. Zwar wurde der schlimmste Schaden oben auf dem Berge ausgebessert; doch wich seine Verstimmung erst von ihm, als die Sonne untergegangen war und es anfing zu dunkeln.

„Ich habe von Kriegshelden gehört," spottete Johanna Zurmühlen, „die sich vor einer Maus fürchteten. Daran erinnern Sie mich, Herr ter Veen. Reißenden Thieren wie den Schrecken der See haben Sie Trotz geboten, ohne Laune und Appetit einzubüßen; über ein beschmutztes Beinkleid jedoch gerathen Sie aus dem Concept!"

In diesem Tone ging es weiter. Charles war nicht redegewandt genug, um sich mit Erfolg zu wehren; die Stichelreden ärgerten ihn; er wurde wieder schweigsam und fühlte sich unbehaglich. Es war ihm lieb, daß Christine früher aufbrach, als beabsichtigt war. Im Hinabgehen bat ihn Christine, eine Kranke in Köln aufzusuchen und ihr die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen. Der Auftrag war nicht nach seinem Geschmack. In Spelunken umher zu kriechen, mit niederem Volk sich auseinander zu setzen, Armuth, Elend und Siechthum aus nächster Nähe auf seine Nerven wirken zu lassen: das war ein Opfer, welches er für Niemand gebracht haben würde als für Christine!

Er nahm die Adresse von Lore Will entgegen, ohne zu murren, und steckte das Stück Papier in seine Brieftasche. Als er auf der Eisenbahn saß, tröstete er sich über die Widerwärtigkeit seiner Mission mit der Erwägung, daß ihm dieselbe Gelegenheit bieten werde, mit Christine in brieflichen Verkehr zu treten. Von Bonn ab schlief er, und kein ahnungsvoller Traum verrieth ihm, daß Lore Will beim Severinsthore in Köln einen bestimmenden Einfluß auf sein Schicksal ausüben werde.

V.

Es war keine Kranke von abschreckendem Aeußerem, die Charles ter Veen in dem ihm bezeichneten Hause, zwei Treppen hoch, antraf. O nein; Lore Will war einst hübsch gewesen und gab sich die erdenklichste Mühe, etwas von ihrer früheren Schönheit bis zum Rande des Grabes zu conserviren. In einem Lehnstuhl ruhend, empfing sie den fremden Herrn mit der Haltung einer Dame. Die kohlschwarzen Augen, die ihm aus dem bleichen Gesicht entgegen brannten, der feine Duft eines ostindischen Parfüms, mit welchem die ärmliche Stube erfüllt war, brachten den Eintretenden in Verwirrung; er mußte sich von Lore Will um Nennung seines Namens und Angabe seines Begehrs bitten lassen.

„Fräulein Großkopf ist bei der Auswahl ihrer Abgesandten etwas rücksichtsvoller geworden," sagte Lore mit einem coquetten Neigen ihres Hauptes. „Sie sehen doch aus wie ein Mensch; auf Ihrem Gesichte ist nicht der Stempel eines berufsmäßigen Armeleutebeglückers. Ich muß fort aus dieser Wohnung, Herr ter Veen; der Herr nebenan belästigt mich fast nächtlich in seiner Trunkenheit. Sehen Sie nur: die Thüre ist unverschließbar; doch hinter dieser Ruine von Thüre würde ich auch nicht sicher sein, wenn sie zehn Riegel hätte. Und die Frau — nun, die ist eben nicht anders, wie Leute ihres Standes zu sein pflegen. Sie hängt sich an mich wie ein Blutegel. Mein bischen Näherei bringt nicht viel. Von dem Lohn, den Frau Schmitz einzieht — ich kann's nicht — macht sie sich zuerst bezahlt, und den Ueberschuß, wenn einer da ist, behält sie auch. Dabei soll ich dann noch für Miethe sorgen!—Aber bitte, setzen Sie sich doch, Herr ter Veen; dort steht ein Stuhl, nur müssen Sie zuerst nachsehen, ob er zusammenhält. Wenn ich es doch etwas besser haben könnte, auch in der Einrichtung! Dies ist ein trauriges Asyl für mich, die ich einst bessere Tage gesehen habe."

Während Lore Will dies alles vorbrachte, in kurzen Sätzen, mit leiser, angenehmer Stimme, hatte Charles genügend Zeit, sie zu betrachten. Das feine Marmorgesicht mit den blaßrothen Lippen imponirte ihm. An Bilder leidender, heiliger Frauen mußte er denken, die er im Museum gesehen hatte; nur waren jene heiligen Frauen nicht von den Malern mit solch' schönem, bläulich schwarzem Haar ausgestattet worden, wie es die Kranke besaß. Lore Will, frierend trotz der sommerlichen Wärme, die durch die Fensterspalten den Weg in das Zimmer gefunden hatte, saß in ein großes Tuch gehüllt, von dessen purpurner Grundfarbe ein leichter rosiger Schimmer auf ihr noch immer wohlgerundetes Kinn fiel. Bei diesen Wahrnehmungen wurde in dem Abgesandten von Christine Großkopf ein überschwängliches Mitleid lebendig; keinem Zweifel unterlag es bei ihm, daß dieser interessanten Patienten geholfen werden müsse, geholfen, ohne zu kargen.

„Ob sie in das Krankenhaus zu gehen wünsche?" fuhr er heraus.

„In das Krankenhaus?" versetzte Lore Will verächtlich. „So? Das bischen Freiheit, das ich noch habe, soll ich auch verlieren? Weshalb denn ins Krankenhaus, Herr ter Veen? Ist das Ihr Auftrag von jener Dame, die Sie vorhin nannten? Nein, ich will nicht. Sagen Sie ihr, ich wolle nicht, hören Sie? Was? Mich in Massenpflege geben, mit geistlicher Oberaufsicht; mich einsperren in eine Anstalt, in welcher man nur zu bestimmten Zeiten die Lippen bewegen darf und Niemand sieht, als wen man sehen soll: das möchte sie wohl! Nein, nein, Herr ter Veen; ich muß Sie schon bemühen, sich etwas Anderes auszudenken!"

Von fliegender Hitze hatten sich die Wangen der hastig Redenden geröthet.

Verlegen entschuldigte sich Charles. Der Gedanke sei ihm soeben gekommen, sagte er, daß sie in einem Hospital am besten aufgehoben sein möchte; da sie indessen Abneigung gegen den Ort empfinde, so solle natürlich nicht weiter die Rede davon sein. Er sei Willens, ihre berechtigten Wünsche zu befriedigen; er, Charles ter Veen, für sich selbst und aus eigenen Mitteln.

Lore Will fing an, den Mann zu durchschauen, der vor ihr saß.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Lange werde ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Wenn ich keine Sorgen zu haben brauchte und könnte in einem hübschen Zimmerchen wohnen, bei aufmerksamer Pflege, so würde ich in ein paar Wochen im Stande sein, mir selbst weiter zu helfen. Aber hier, Herr ter Veen, hier kann ich nicht genesen; hier ist mir Alles zuwider. Längst wäre ich geflohen, wenn ich nur könnte; aber ohne die Hilfe guter Menschen kann ich diesen Kerker nicht verlassen."

Es war Charles allmälig unbehaglich in dem engen, geschlossenen Raum geworden.

„Ich will eine passende Wohnung suchen," sagte er aufstehend. „Sofort natürlich. Sobald ich Erfolg gehabt habe, komme ich zurück und hole Sie."

Draußen lauerte Frau Schmitz, ein hageres, braunes Weib mit unruhigen, begehrlichen Augen. Sie erwartete, angeredet zu werden; Charles indessen ging an ihr vorüber, ohne sie zu beachten. Ueber das Treppengeländer sich vorreckend, sah sie ihm mit einem häßlichen Grinsen nach.

Es war nicht leicht für Charles, eine Wohnung zu finden, wie sie ihm für seine Pflegebefohlene als wünschenswerth vorschwebte. Der Morgen ging darüber hin; unverrichteter Sache begab er sich zu Tisch. Aber er konnte nichts essen; in sämmtlichen Speisen schmeckte er jenen indischen Blumenduft, in welchem die Kranke athmete. Er eilte in das Freie, zur Rheinau, wo er sich gerne zu ergehen pflegte; dem Winde, der lau über den Fluß strich, setzte er sich eine halbe Stunde aus, ehe er wieder den westlichen Stadttheil aufsuchte. Endlich, als die Sonne schon dem Untergehen nahe war, hatte er eine Wohnung gefunden, die ihm anstand, eine geräumige, freundliche Stube bei Schustersleuten, einem betagten, kinderlosen Ehepaar, das für die neue Mietherin bestens zu sorgen versprach. Unter seinen Augen wurde Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet; dann eilte er hinweg, um bei der Uebersiedelung seines Schützlings behilflich zu sein.

In fieberhafter Erregung erwartete ihn Lore Will.

„Das abscheuliche Weib, diese Schmitz!" rief sie Charles entgegen. „Eine Rechnung macht sie mir, als ob ich über die Schätze eines Königs zu verfügen hätte! Zahlen Sie nicht, was sie fordert, Herr ter Veen; sie betrügt, wie sie immer gethan hat, so lange ich hier wohne!"

Schon hatte sich das braune Weib frech in das Zimmer gedrängt; hinter ihr schob sich ihr Mann, ein strolchartig aussender Mensch, bis an den Thürpfosten und nahm dort Aufstellung, die Hände in den Taschen.

„Um welche Summe handelt es sich denn?" frug Charles, mit einem geringschätzigen Blick auf die beiden verdächtigen Gestalten.

„Einunddreißig Mark," fiel das Weib geläufig ein.

„Ist das Alles?" sagte Charles. „Um ein paar Mark wollen wir nicht streiten. Quittiren Sie!"

Während Lore mißgünstig protestirte, zog ter Veen seine Börse und zählte die geforderte Summe auf den Tisch. Der aufmerksam beobachtende Mann am Thürpfosten sah durch die Maschen des grünseidenen Geldbeutels Gold schimmern, viel Gold; er hörte das Klingen des kostbaren Metalls, als der feingekleidete Menschenfreund, der unvorsichtige Javane, die Börse in die rechte Hand warf, um sie in die Tasche zurück zu schieben.

„Kommen Sie, Fräulein," sagte Charles. „Einen Dienstmann, der Ihre Sachen holt, finden wir wohl unterwegs."

„Wenn der Herr erlauben will," ließ sich Schmitz vernehmen, „so würde ich gern das Gepäck besorgen. Ich thu' es billig; die Zeiten sind schlecht, man nimmt mit, was man kriegen kann."

„Meinetwegen," antwortete Charles gleichgültig und nannte Straße und Hausnummer.

Alle ihre Kraft nahm Lore Will zusammen, um ohne Unterstützung seitens ihres Wohlthäters die beiden Treppen hinabzukommen. Unten aber mußte sie stehen bleiben; sie klammerte sich an das Geländer und wurde von einem krampfartigen Husten befallen. Besorgt bot Charles ihr an, eine Droschke zu holen.

„Nein, nein," wehrte sie energisch ab, „es ist nichts; es wird gleich vorüber sein. Weit ist's ja nicht; die kleine Bewegung wird mir gut thun. Wenn Sie nur so freundlich sein wollten, Herr ter Veen, mich bei den ersten zwanzig, dreißig Schritten etwas zu stützen."—

Charles bot der Wankenden den Arm; als sie mit einander langsam zur Hausthüre schritten, hörte er ihren Athem mühsam kommen und gehen. Draußen auf der belebten Straße schloß sie sich fest an ihn; dann, bemerkend, daß die Vorübergehenden sie und ihren Begleiter neugierig anstarrten, machte sie sich los von ihm.

„Es schickt sich nicht," erklärte sie, „daß ich mich von Ihnen führen lasse."

„Warum nicht?" erwiderte jetzt Charles. „Bei guten Werken schickt sich Alles."

Lore Will sah ihn von der Seite an. „Sie sind kein Kölner?" fragte sie.

„Warum soll ich kein Kölner sein?" versetzte er und nahm ihren Arm wieder in den seinen. „Weil ich mich nicht scheue, eine Kranke zu führen, deren Kleider nicht nach dem neuesten Modejournal angefertigt sind? Nur Fremde thäten das, meinen Sie, weil sie darauf rechnen können, keine Bekannte anzutreffen?—Doch, doch — ich bin ein Kölner. Wenigstens war ich's früher und bin seit Kurzem wieder hier ansässig. Aber ich bin dazwischen lange Jahre fort gewesen, im heißen Klima, wo die Häuser Mittags keine Schatten werfen."

„Dort möchte ich wohnen," sagte Lore Will fröstelnd. „Aufsaugen würde ich die Sonnenstrahlen, bis sie mir das innerste Mark erfüllten."

Plötzlich blieb sie vor einem Ladenfenster stehen.

„Welch' ein hübsches Morgenhäubchen!" rief sie aus. „Sehen Sie nur — das mit der rothen Schleife meine ich. Wenn ich doch wieder einmal in die Lage käme, mir ein solches Putzstück anschaffen zu können! Ach, Herr ter Veen: das ist die bitterste Armuth, die für keinerlei Schmuck etwas übrig hat!"

„Ich will es Ihnen kaufen," sagte Charles gutmüthig.

Er ging in den Laden. Während er handelte, warf er zufällig einen Blick nach dem Schaufenster. Dicht hinter den Scheiben, von dem Lichte der Gasflammen von einem fahlen Gelb übergossen, erschien ihm das Gesicht seines Schützlings; unheimlich funkelten die schwarzen Augen in den Laden hinein, wie diejenigen eines Raubthiers, das auf Beute lauert. Charles erschrak; er mußte an einen verendenden Luchs denken, den er einst im Walde auf Java angetroffen.

Wortkarg geleitete er sie weiter zur neuen Wohnung; seinen Arm bot er ihr nicht wieder. Sie bemerkte recht wohl die plötzliche Veränderung in der Laune ihres Beschützers und errieth, daß ihm etwas an ihr mißfallen hatte. Vorsichtig schwieg sie; als er sie in der Obhut der Schustersfrau zurückließ, versuchte sie, anstatt jeden Dankes, seine Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Charles entzog sie ihr; mit kurzen Worten versprach er, sich in den nächsten Tagen nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ging hastig davon.

VI.

Pünktlich empfing Christine Großkopf Bericht von ihrem Mandator über sein erstes Debüt als Nothminderer.

„Auch ein Arzt," schrieb er, „ein Bekannter von mir, mit dem ich Mittags speise, hat auf meine Veranlassung Lore Will besucht. Daß sie noch lebe, sei fast ein Wunder, sagt er. Zähe wie eine Katze nannte er sie. Ueber den muthmaßlichen Verlauf der Krankheit wagte er nicht, eine Ansicht zu äußern; durch einen nicht vorher zu sehenden Zufall könne die winzige Lebensflamme jeden Augenblick zum Erlöschen gebracht werden; andererseits aber sei es auch möglich, daß, bei der Charakterenergie der Kranken, der gegenwärtige Zustand noch monatelang dauere."

Charles verschwieg der Freundin in Mehlem, daß der Arzt, um die letztere Eventualität herbeizuführen, leichte, nahrhafte Kost und alten Wein für die Patientin verordnet hatte, und daß er, Charles, dieser Verordnung gemäß, ihr täglich aus dem Hotel einige Schüsseln sandte. Jene instinctive Anwandlung von Widerwillen, die er am ersten Abend gegen Lore Will gefaßt hatte, war vorübergegangen und nicht wiedergekommen. Auch sorgte Lore dafür, daß das Feingefühl ihres Wohlthäters durch nichts verletzt wurde, wenn er sie besuchte. Mit Hilfe der Mittel, über welche sie durch ter Veen's Freigebigkeit verfügte, verbesserte sie die Ausstattung ihres Zimmers und gestaltete dasselbe zu einem behaglichen Aufenthaltsort. Durch Färbung des Lichts mittelst geschickt ausgewählter Vorhänge zauberte sie eine matte Röthe auf ihre Haut, und half vorsichtig mit Schminke nach. Auch der Duft der Wucherblume aus den Sümpfen Ostindiens war um sie nicht mehr bemerkbar. Wachsam, demüthig freundlich empfing sie ihren Beschützer und forschte in ihm mit kluger Zurückhaltung und unendlicher Geduld.

Einst traf Charles sie, an einem bunten Mieder nähend. Der Theaterenthusiast brach bei ihm durch; er that neugierige Fragen nach der Bestimmung des Kleidungsstücks.

Lore lächelte. „Finden Sie noch Gefallen an dem Komödien-Firlefanz, verehrter Herr ter Veen?" fragte sie, die Augen senkend. „Wenn Sie nur wüßten, wie die Dinge gemacht werden, an denen Sie in Ihrem Sperrsitz so großes Gefallen finden!"

„Wie so?" verlangte Charles zu wissen.

„Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen?" versetzte Lore im Tone einer reuigen Sünderin. „Ich war selbst einst auf der Bühne thätig. Freilich ist dies schon lange her; aber geändert hat sich schwerlich etwas seitdem. Ich war Operettensängerin hier am zweiten Theater. Offenbach — unser Offenbach — lieferte uns damals unsere Zugstücke. Wir hinter dem Vorhang begriffen nicht, weshalb das Publikum allabendlich die Casse stürmte. Wie leicht wurden diese Erfolge gewonnen! Aus der Singspielhalle, dem Cafe chantant, sprang man auf die Bühne und war am nächsten Tage eine Berühmtheit, vorausgesetzt, daß man die Stimme nicht schonte und jung, hübsch und keck war. Auch aus mir machte die Volksgunst in ganz kurzer Zeit eine Göttin des Tages — und ich selbst wußte am besten, daß ich als Künstlerin nichts leistete, daß ich in allem Stümperin war außer in der Kunst, meine Person zur Schau zu stellen; — o, Herr ter Veen, damals lernte ich das Urtheil des großen Haufens verachten; ich schämte mich des Beifalls, der mir doch Bedürfniß war."

Aufmerksam hatte Charles zugehört. „Es ist merkwürdig," sagte er etwas betroffen, „daß Fräulein Großkopf mir einmal dies Theaterwesen ganz ähnlich dargestellt hat wie Sie soeben, Fräulein Will."

Lore, in Erinnerungen verloren, achtete nicht auf die Bemerkung ter Veen's. „Aber trotz alledem," fuhr sie lebhaft fort, „war jene Periode meines Lebens reich an Genüssen; nur waren es Genüsse, die berauschten, nicht sättigten. Es war amüsant, die Versammlung von Narren und Närrinnen jenseits des Orchesters zum Lachen und Jubeln zu bringen — mit einer Grimasse, mit einem Schnalzen der Zunge, mit einem Lüften der Fußspitze.— Etwas wie ein Fieber ging von uns aus, das die Nerven packt und schüttelt und krampfartige, besinnungslose Heiterkeit erzeugt. Von den Ergriffenen wirkte es zurück auf uns; toll wurden wir mit den Tollen. Nur darüber nachdenken durfte man hinterher nicht, wenn der Puls langsamer schlug und die Augen trübe in den jungen Tag blickten!" —

Durch dieses Bekenntniß wurde Lore Will ihrem Beschützer ein gutes Theil interessanter. Häufiger als bisher besuchte er sie und blieb länger. Aus jenem Abschnitt ihrer Vergangenheit, von welchem sie den Schleier hinweggezogen, mußte sie immer wieder auf's Neue erzählen. Nur selten vergaß sich die kluge Lore; meistens waren ihre Schilderungen voll von Mitleid mit ihrem ehemaligen, eitlen und sündhaften Selbst und ließen errathen, daß sich dasselbe seitdem zur Heiligkeit emporgeläutert habe. Charles glaubte, was die Heuchlerin ihm glauben machen wollte; sein Verhältniß zu Lore Will nahm an Vertraulichkeit zu. Sie brachte ihn zum Plaudern über Java. O wie dankbar entzückt lauschte sie seinen pointenlosen, hausbackenen Geschichten! Und immer weiter lockte sie ihn, ohne daß er es merkte, bis sie erforscht hatte, was in dem geheimsten Winkel seiner Seele vorging.

Zu der Freundin in Mehlem war Charles nicht wieder hinausgefahren. Der September hatte mit Regen und Kälte eingesetzt; vorzeitige Herbststürme brausten über den Rhein. Das Freie lockte nicht mehr; die Sommerfrischler flohen in ihre Stadtquartiere; es stand zu erwarten, daß auch Christine bald zurückkehren werde. Der Indier fror; ungern nur verließ er das Haus. Sein Mitleid mit der stets fröstelnden Kranken nahm zu; er sorgte dafür, daß es dem Ofen in ihrem Zimmer nie an Brennmaterial fehlte.

Als er eines Nachmittags wieder zu ihr ging, wie es allmälig seine tägliche Gewohnheit war, fand er sie auf dem Bette ruhend, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Bei seinem Eintritt fuhr sie ängstlich empor, stützte sich auf den Ellenbogen und sah ihn mit vorgebeugtem Oberkörper starr an.

Charles erschrak; er bemerkte in ihrem Auge wiederum jene lauernde Wildheit, die ihn einst beinahe von ihr gescheucht hätte.

„Sie sind es, Herr ter Veen, nur Sie," sagte Lore Will nach einigen Secunden. „Ich dachte schon, es wäre — es wäre schon wieder Einer —"

„Was ist geschehen? Sie sind erregt —"

„Erregt! Ob ichs bin! Fühlen Sie nur meinen Puls; es hat lange nicht in meinen Adern so gehämmert!"

Behutsam nahm Charles die schmale Hand und ließ den Herzschlag der Fiebernden an seine Fingerspitzen pochen. Die Stärke und Heftigkeit der kurzen Blutwellen überraschte ihn. Es fiel ihm auf, daß die Hand, die er zögernd in der seinigen hielt, die sonst so welke, kühle Hand, sich fest und lebenswarm anfühlte.

Mit einer raschen Bewegung verließ Lore das Bett und stand hoch aufgerichtet vor ihm.

„Da sagen die Leute," stieß sie mit voller Stimme heftig hervor, „man könne in seinem Leben eine Mauer hinter sich ziehen und verhindern, daß die Sünden der Vergangenheit als böser Spuk in die Gegenwart hinüber schweifen. Es ist nicht wahr. Wer einmal dem Teufel die Hand gereicht hat, steht ewig mit ihm auf Du und Du. Wenn er sich's am wenigsten versieht, klopft ihm der alte, fast vergessene Freund plötzlich wieder auf die Schulter."

Lore Will bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Dann ergriff sie Charles am Arm und schüttelte ihn. „Ich muß hier fort, Herr ter Veen," sagte sie mit fliegendem Athem, — „ganz fort; verstehen Sie? In eine andere Stadt, in ein anderes Land! Wie weit ist es nach Indien?" Bis zu dem Ort, wo Sie waren?"

Charles führte sie zu einem Sessel und hieß sie niedersitzen.

„Beruhigen Sie sich," ermahnte er, „Sie dürfen sich nicht derartig aufregen. Reden Sie nicht mehr; ich will gar nicht erfahren, jetzt nicht, welcher Vorfall Sie so außer sich gebracht hat; später einmal, wenn ich wiederkomme" —

„Wenn Sie wiederkommen! Als wenn es so sicher wäre, daß Sie überhaupt wiederkommen! Sie sind gut, Herr ter Veen, himmlisch gut; Sie sind so gut, daß es förmlich zum Lachen ist. Die Unbefangenheit, mit der Sie ein Geschöpf wie mich freundschaftlich besuchen, hat nicht ihres Gleichen. Machen Sie nur eine bestürzte Miene — länger kann ich die Maske nicht vor dem Antlitz behalten, die Sie täuscht. Wozu auch sollte ich? Ein Ungefähr kann sie mir im nächsten Augenblicke abreißen. Vielleicht heute Abend schon, im Foyer des Theaters, werden Sie es zischeln hören: die schöne Lore ist wieder aufgefunden — wissen Sie noch — erinnern Sie sich noch — die frühere Liebste des jungen Großkopf, jenes Johannes Großkopf aus der Nudelgasse, der die Hälfte des großen Looses in ein paar Monaten verpraßt hat — und sie mit ihm. — Und diese schöne Lore bin ich — war ich, Herr ter Veen!"

Sie weidete sich einen Augenblick an seiner Bestürzung.

„O, davon hat Ihnen Ihre strenge Freundin nichts gesagt," fuhr sie fort. „Natürlich nicht, sie weiß die fatalen Geheimnisse aus ihrer Familie recht wohl zu hüten, und daß ich nicht plaudern würde, daß ich nicht an Sie verrathen würde, was mich erniedrigt, dessen glaubte sie sicher sein zu können. Einem solch artigen Herrn, der für mich sorgt, als wenn ich eine verarmte Prinzessin wäre! Nein, das war nicht denkbar; — so dumm, meinte sie, wäre die Lore Will nicht!"

„Und weshalb haben Sie nicht geschwiegen, Unglückliche?" fragte Charles bekümmert und im Gemüthe beunruhigt.

„Weshalb nicht? Hab' ich es Ihnen nicht schon gesagt? Ich glaubte vergessen, ich glaubte verschollen zu sein. Aber heute hat sich ein Kumpan von Johannes Großkopf aus jenen Tagen zu mir gedrängt, an welchen uns die Sonne in Champagnernebeln unterzugehen pflegte. Schmitz, mein ehemaliger Miethsherr, der immer hier um das Haus schleicht, hat ihn auf meine Fährte gewiesen. Dort, wo Sie jetzt sitzen, Herr ter Veen, ließ sich der inzwischen grau gewordene Geck ungenirt nieder und betrachtete mich mit verwunderten Augen, wie der Bauer eine Wachsfigur. Ich gefiel ihm nicht mehr; mit empörender Familiarität sagte er es mir, Kameliendame nannte er mich spöttisch. Ich wies ihm die Thüre; mit kränkender Bereitwilligkeit ging er. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, — lachend, der herzlose Wüstling!"

Zusammen schauernd hielt sie plötzlich inne, warf die Arme auf den Tisch und begrub das Gesicht darin. Es blieb eine Weile still im Zimmer; nur von unten herauf, aus der Werkstatt des Schusters, klangen gedämpft kurze Hammerschläge.

„Was Sie einst gewesen sind, Lore Will," begann Charles endlich, „soll mich nicht kümmern, ich bin nicht zum Richter über Andere gesetzt. Auch für das Heil Ihrer armen Seele kann ich nichts thun; die Wege die nach oben führen, kenn' ich nicht."

Ungestüm richtete sich Lore Will auf. „Auch Sie!" rief sie aus und ließ ihre schwarzen Augen auf ihn brennen. „Ihr täuscht euch Alle; in mir ist noch Leben für manches Jahr. Es ist nicht mehr die lustig flackernde Flamme jetzt wie ehedem; freilich nicht. Zuweilen ist mir's sogar, als ob ich dicht vor dem Erfrieren wäre; die Gedanken vergehen mir und ich scheine mir langsam in einen Abgrund ohne Boden hinabzusinken. Das ist ein schrecklicher Zustand, ein Zustand, der mir in einem Nu den Angstschweiß aus allen Poren treibt; aber er geht vorüber. Der Hauch des Todes ist es nicht, soll es nicht sein, was dieses Entsetzen in der Seele verursacht."

„Was sollte es anders sein?" sagte Charles ernst.

Lore lachte wild auf.

„Das Gruseln habe ich gelernt; aber heute ist mir's ferner als je. O, Jemand den nahen Tod ins Gesicht hinein zu verkündigen: das muß ein wollüstiges Vergnügen sein! Wie weit, junger Herr ter Veen, sind Sie denn noch von Ihrem Ende? Wissen Sie es etwa? Haben Sie einen Contract in Händen, der Ihnen auch nur den heutigen Tag bis zu seinem Ende verbürgt? Ich rathe Ihnen, wenn Sie noch etwas vom Leben wollen, so beeilen Sie sich. Warum zögern Sie? Worauf warten Sie noch? Strecken Sie doch die Hände aus nach der kleinen goldigen Frucht mit der glatten Schale, die Ihnen beständig vor den Augen tanzt. Wenn sie sich überhaupt pflücken läßt, warum sollte sie es nicht heute thun, heute lieber als morgen?"

Bestürzung über diesen unerwarteten Angriff malte sich in Charles' Zügen. Lore weidete sich einen Augenblick an dem Eindruck ihrer Worte; dann setzte sie mit einem bösen Lächeln hinzu:

„Sie würden freilich einen schlimmen Schwager mit in den Kauf bekommen, verehrter Herr ter Veen. Jetzt ist er in Amerika, das liebe Hänneschen, und läßt die Schwester in Ruhe, die gute, verschwiegene Schwester. Aber eines Tages wird er sich doch erinnern, daß noch die zweite Hälfte vom großen Loose vorhanden ist, bei Christinen nämlich. Und er erbt gar zu gerne, der wilde Mensch!"

(Fortsetzung folgt.)

Reformirte Ehemänner.

Der geheime oder heimliche Ochsenbutterfabrikant Lazarus Schmiermüller in New York betreibt ein äußerst einträgliches Geschäft, besitzt weit hinweg von seiner Fabrik, in der es stinkt, wie in einer Kohlölraffinerie, ein reizendes, schmuckes Heim, und in letzterem waltet ein Frauchen, das zu einem Oleomargarinerzeuger paßt, wie weiland die holde Aphrodite, die Göttin der Schönheit, zu ihrem Gemahle, dem lahmen und dreckigen Schmiedegesellen Hephästos. Trotzdem liebte Frau Schmiermüller ihren Gatten zärtlich. Dieser war dereinst als Stadtreisender für eine Candyfabrik einer der nettesten jungen Männer der Stadt gewesen und hatte das Bedürfniß, sich Abends, wenn er aus seiner stinkenden Goldgrube heimkehrte, von Kopf bis Füßen in frische Wäsche zu stecken. Nachdem das erste Jahr der Ehe wie ein Glückstraum verrauscht war, machten sich bei Herrn Schmiermüller aber auch die alten Gewohnheiten des ehemaligen Stadtreisenden wieder geltend. Da er nun gerade am Abend immer in tadellosem Gesellschaftsanzuge strahlte, so hatte er nach dem Abendessen immer Quecksilber im Leibe.

Bald war es die Loge, die ihn beanspruchte, bald ging das Geschäft so gut, daß er noch ein paar Stunden dem Comptoir widmen mußte, bald hatte er — als Dilettant auf der Pauke—der Probe für ein Wohlthätigkeitsconcert beizuwohnen, bald mußte er einen Thierarzt sprechen, der ihm die Lieferung gefallener Schweine und Kühe zugesichert hatte, bald mußte er in die Kirche. Die Frau empfand die Einsamkeit der langen Abende schmerzlich, sagte aber nichts.

Vor Kurzem begann es Herrn Schmiermüller bald an dieser bald an jener Stelle des Körpers zu jucken, zu stechen, zu brennen. Solange er sich ruhig verhielt, merkte er fast nichts. Ging er aber oder machte er sich sonst Bewegung, so war die abscheuliche Empfindung da. Der Hausarzt entdeckte geröthete Stellen mit kleinen Bläschen auf der Haut, führte solche auf eine harmlose Schärfe im Blute zurück und empfahl ruhiges Verhalten, um jeden Hautreiz zu vermeiden. Herr Schmiermüller blieb Abends ungejuckt, ungestochen und ungebrannt zu Hause und die früheren Stunden häuslichen Glücks und häuslicher Zufriedenheit kehrten zurück. Auch die Besuche befreundeter Familien wurden wieder erbeten und empfangen.

Die Frauen der letzteren hatten die abendliche Solidität des Herrn Schmiermüller mit heimlichem Neide und schlimmen Betrachtungen über die Gewohnheiten der eigenen Gatten wahrgenommen. Die Frau des Ochsenbutterfabrikanten wurde von ihrer allerbesten Freundin, gefragt, wie sie es anfange, daß ihr Mann jetzt so häuslich sei. Ja! — wenn eine Frau schweigen könnte, — alles wäre gut gewesen und gut geblieben. Aber sie können nicht schweigen. Erzählt uns doch schon Lafontaine von einem Monsieur Soultze, der seiner Frau am Morgen unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimniß anvertraute, er habe in der Nacht ein Ei gelegt. Am Abend wußte die ganze Stadt, Monsieur Soultze habe in der vorigen Nacht 100 Eier gelegt.

Frau Schmiermüller theilte ihrer besten Freundin mit, ihr Mann ziehe jeden Abend frische Wäsche an, und da tropfe sie ihm bald an dieser bald an einer andern Stelle Krotonöl in's Unterhemd. Verhalte er sich, nachdem er letzteres angelegt, ziemlich ruhig, so spüre er nichts, gehe oder fahre er aber, oder sei er sonst in lebhafter Bewegung, so mache sich das Oel in Folge der Reibung zwischen Haut und Hemd durch Jucken, Stechen und Brennen bemerkbar. Die Freundin hatte Schweigen gelobt — und mehrere Tage später stieg das Krotonöl im Preise. Natürlich erfuhr auch Herr Schmiermüller aus hundertstem Munde das Geheimniß seiner lieben Frau.

Er schwieg, kaufte sich ein Dutzend neuer Unterhemden und versteckte solche im Ankleidezimmer. Nun war Frau Schmiermüller Abends sehr gern zu Hause, den ganzen Tag über aber außer dem Hause. Sie brachte den größten Theil ihrer Zeit in Putz- und Modegeschäften zu und machte solche Einkäufe, daß ihr Mann einmal gesagt hatte, sie sei im Stande, selbst eine Ochsenbutterfabrik caput zu machen. Herr Schmiermüller ist ein Schlaukopf und tröpfelte in die Strümpfe seiner Frau — und dieselbe hat reizende Strümpfe — Krotonöl. Als dieselbe sich am nächsten Vormittage Pelzmäntel vorlegen ließ, spürte sie zwischen Knöcheln und Knie, dem Schienbeine gegenüber, ein Jucken, Stechen und Brennen, daß sie sich vor Verlegenheit kaum zu retten wußte, den beabsichtigten Einkauf natürlich unterließ und nach Hause eilte. An jenem Abend gab es die erste ernsthafte Scene in der Ehe des Schmierefabrikanten und seiner Gattin.

Die Bremser.

In einer Eisenbahn-Restauration, die wegen ihrer trefflichen Küche bekannt ist, saßen kürzlich die Stammgäste am Mittagstische, — meist Eisenbahnbeamte, aber auch einige Angestellte benachbarter großer Geschäfte und ein paar Leute von der Feder. Draußen war es fürchterlich kalt, das Quecksilber hatte sich derartig in sich selbst zusammengezogen und stand so tief unter Null, daß man kaum wagte, einen Blick auf das bösartige Thermometer zu werfen.

In das behaglich erwärmte Speisezimmer drang durch die wohl verwahrten Fenster ein feiner eisiger Zug. Da fuhr ein langer Güterzug langsam vorüber. Auf den Dächern der Wagen konnte man die Gestalten der Bremser durch die gefrorenen Fensterscheiben erkennen. „Es ist mir rein unbegreiflich, wie die Bremser bei solcher Kälte ihren Dienst verrichten können," sagte ein dicker Geschäftsreisender, indem er sich vorsichtig ein Glas duftenden Bordeaux eingoß. — „Unsere Straßenbahn-Kutscher und Kohlenkärrner haben es ebenso schlimm," — meinte ein Damenmäntel-Zuschneider.— „Entschuldigen Sie," — fiel dem letzteren ein Eisenbahnconducteur in's Wort, — „es giebt viele Menschen, die unter Kälte und Stürmen unbarmherzig zu leiden haben, aber keine so schlimm, wie die Zug- und die Bahnbediensteten. Die Herren Beamten, die in ihren eleganten Bureaux sitzen, meine ich natürlich nicht, aber die Leute, welche die Bahnstrecken zu beaufsichtigen haben und die den eigentlichen Fahrdienst verrichten. Die Geleise müssen frei gehalten werden, ob das Thermometer 106 Grad über oder 30 Grad unter Null steht. Die Züge müssen laufen, auch wenn ein Orkan, ein Schneesturm das Athmen unmöglich zu machen scheint.

Am schlimmsten von allen aber sind die Bremser, und zwar die Bremser auf Güterzügen daran. Es ist sicherer und gefahrloser, sich einer Nordpol-Expedition anzuschließen, als in einem Wetter, wie wir es heute haben, als Bremser Dienste zu thun. Wenn der Sturm fegt, der Zug dahinrast, muß der Bremser auf den vom Eise spiegelglatten Dächern der Wagen hin- und herlaufen; auf vielen Bahnstrecken hat er oft eine Stunde und länger so unausgesetzt zu arbeiten, daß er nicht daran denken kann, sich Arme und Hände dadurch zu erwärmen, daß er sie gegen den Körper schlägt. Eine geheizte Kabuse befindet sich im Zuge, aber der Bremser hat nur selten Zeit, sich einen Augenblick zu wärmen. Wenn die Kälte den Körper ungelenk macht, beinahe die Gedanken verwirrt, der Schnee die Augen blendet, dann ist der Fehltritt nur zu leicht gethan, der den Bahnbeamten unter die Räder der Wagen schleudert. Von Dutzenden von ihnen habe ich die Glieder und Fetzen mit zusammengelesen und in eine Kiste gelegt, wie Fleischstücke in's Pökelfaß. Für die Compagnien ist ein todter Bremser besser wie ein verstümmelter. Sehen Sie sich die Männer an, die Jahre lang die Stellungen von Bremsern eingenommen haben. Dem fehlt ein Arm, dem ein Bein, und glücklich sind noch die, welche mit der Einbuße von zwei oder drei Fingern davongekommen sind. Viele Menschen müssen unendlich schwer für ihr bischen Brod arbeiten, aber die Bremser in harten Wintern am schwersten."

Verschiedenes.

— **Was wir vom 1885er zu erwarten haben.** „Unter diesem Titel schreibt die „Berliner Volks-Ztg.:" Daß die ganze Natur zusammenhelfen muß, ein gutes Weinjahr hervorzubringen, ist eine Erfahrung, die sich seit uralter Zeit in den verschiedensten, zum Sprüchwort gewordenen Wetterregeln ausdrückt. Insbesondere ist es die Stellung der Wandelsterne unter einander und zu den festen Sternbildern, deren Einfluß auf die Beschaffenheit und Menge des Weins ebenso oft beobachtet, wie als Vorzeichen genommen worden ist. Nun finden wir schon aus dem vorigen Jahrhundert eine Prophezeiung, die, wenn sie eintreffen würde, unserem Weinbau einen ungeahnten Aufschwung zu geben geeignet wäre. Dieselbe lautet: „Es ist männiglich bekannt, daß, so in einem Jahre auf einen Monat zwei Vollmonde kommen, das Jahr eine große Menge Weines zu erwarten hat. Auch hat es sich vielmal bewähret, daß wenn solches am Himmel geschiehet, die Traubenstöcke Mühe haben, die Menge zu tragen. Je früher im Jahre aber die zwei Vollmonde in einem Monat zusammenkommen, desto länger dauert ihr Einfluß und desto voller werden die Kübel; am allerbesten ist es daher, wenn schon der Januar diese seltene Himmelserscheinung bringt. Das gesegnetste Weinjahr im kommenden Jahrhundert wird deßentwegen das Jahr 1885 sein, unsere Kindeskinder sollen sich freuen alle. Denn in diesem Jahr regieret die Göttin der Fruchtbarkeit, und was in unserem ganzen saeculo nicht passiret ist, dort wird schon im ersten Monat, im Januar, der Mond zweimal voll werden. Deswegen werden dort Fässer und Stauden überlaufen, und Jedermann soll sich mühen, seine Fäßchen leer zu trinken, daß er den neuen aufheben kann; er wird auch sehr gut werden, darum, daß die Kopulation der zwei Vollmondgescheine das ganze Jahr hindurch wirket." Möge wahr werden, was hier so zuversichtlich in Aussicht gestellt wird und möge das gesegnete Weinjahr 1884 durch ein noch gesegneteres 1885 übertroffen werden. Im Uebrigen hat das Jahr 1885 überzweimaligem Vollmond, denn auch der März hat, ebenso wie der Januar, am 1. und am 30. Vollmond aufzuweisen, während dagegen der Monat Februar ganz ohne Vollmond bleibt. In der That ein merkwürdiges Jahr, das Jahr 1885.

— **Ueber den unglücklichen** Deutschen, einen Beamten der Woermann'schen Factoreien, welcher dem Blutdurste der aufgestachelten Neger zum Opfer gefallen ist, schreibt der „Tägl. Rundschau" ein Verwandter aus seiner Vaterstadt Lübeck folgendes Nähere: „Karl Pantänius hatte bereits seit mehreren Jahren seine Dienste den Woermann'schen Factoreien in Kamerun geliehen, der 29jährige sehr ruhige und besonnene junge Mann verstand vorzüglich mit den Negern umzugehen, war ihrer Sprache mächtig und diente auch seinerzeit Dr. Nachtigal als Dolmetsch bei den Verhandlungen. Pantänius stand einer Factorei vor, welche, entlegen von den Küstenniederlassungen, außer ihm manchmal nur von einem, manchmal keinem Weißen besetzt war, doch hatte er, wie er noch im vorigen Sommer hier erzählte, als er zum Besuch in Lübeck war, eben wegen seines guten Einvernehmens mit den Negern keinerlei Furcht. Man wird unwillkürlich zur Annahme gedrängt, daß Aufhetzereien stattfanden. Pantänius hatte noch zu Weihnachten eine Kiste gesandt, welche auch viele, für das Lübecker Museum bestimmte Merkwürdigkeiten enthielt. Die Eltern, welche von diesem Sohn die Stütze ihres Alters erwarten durften, sind durch den plötzlichen Schlag völlig gebeugt. Bislang war ihnen vom Hause Woermann noch keine nähere Auskunft geworden. (Herr Woermann weiß selbst noch nichts Genaueres.) Sie hoffen, wenn nicht anders, so doch von den Offizieren der Kriegsschiffe später wenigstens über den Verbleib der Leiche ihres Sohnes Nachricht zu erhalten; ihre Phantasie quält sich natürlich mit der Vorstellung, daß ihr Sohn auf die fürchterlichste Weise gemartert und geschlachtet worden sei. Die ganze Stadt Lübeck, welche das erste Opfer der neuen Colonialpolitik gebracht, nimmt den innigsten Antheil an dem Unglück."

— **Das Ballondetachement** der deutschen Armee erprobte jüngst eine für militärische Zwecke neu construirte Captiveinrichtung. Der hierzu benutzte Ballon, der, apfelförmig und aus Seidenstoff neu gefertigt, 1400 Cubikmeter Gas aufzunehmen und 8 Personen zu tragen im Stande ist, wurde unter Leitung des Majors Buchholz gefüllt und war gegen 12 Uhr Mittags fertig zur Auffahrt. Der strenge Frost und ein überaus heftiger Wind nahm nicht nur die Kräfte der gesammten Mannschaften des Detachements, sondern auch eine extra für diesen Zweck aufgestellte Locomobile in Anspruch. Das Netzwerk läuft bei dieser Construction nicht, wie bisher üblich, in einem Ring zusammen, sondern wird an einer etwa 10 Meter langen, 2 Zoll starken Eisenstange in bestimmten Entfernungen angebracht. An den Enden der Stange ist das Führungsseil, das hier aus einem etwa 1 cm starken Drahtseil besteht und in einer Länge von 20 Metern gabelförmig zusammenläuft, befestigt. In der Mitte dieser Stange hängt die Gondel, welche mit Sicherheitsseilen außerdem noch an den Enden der Eisenstange befestigt ist. Hierdurch wird erreicht, daß die Gondel im Gegensatz zu den gefährlichen Lagen, die sie bei den bisherigen Captiveinrichtungen annahm, jetzt vollständig ruhig hängt. Das Detachement soll in allernächster Zeit durch ein Manöver vor dem Kriegsminister und anderen höheren Militärs die Feuerprobe seiner Ausbildung bestehen. Dasselbe ist aus Freiwilligen der Armee gebildet, wobei hauptsächlich auf die zum Ballonbau verwendbaren Handwerker Rücksicht genommen wurde, und hat sowohl den neuen Ballon wie die hierzu gehörigen Ausrüstungsgegenstände, mit Ausnahme des Drahtseils, angefertigt.

— **Hyperbel.** Geizhals (zu einem Bettler, der ihn zweimal nacheinander um Almosen angesprochen, aber nichts erhalten hat): „Sie kommen schon wieder? Mir scheint, Sie wollen heute noch Millionär werden!"

Manichäer.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn:
Das Zimmer ist kühl, und es dunkelt,
Mein Gläubiger tritt herein,
Sein gieriges Auge funkelt
Im matten Dämmerschein.

Er begrüßt mich mit höflichen Mienen,
Im leisen, kriechenden Ton.
Ich frage: Womit kann ich dienen?
Doch kenn' ich sein Anliegen schon.
Darauf fängt er an, mich zu mahnen,
Singt Klagelieder dabei
Mit einer schreckensamen,
Bekannten Melodei.

Mich Armen im kleinen Zimmer
Ergreift ein Weh darob.
Fort ist der Tagesschimmer;
Der Pumpphilister wird grob.
Da fliegt er die Treppe gewaltig
Hinab in rotirender Bahn,
Und das hat mannigfaltig
Der traurige Schuldner gethan.

— A.: „**Woran leiden denn** die Töchter des Geheimraths Patzig, da sie die Cur hier in Kissingen gebrauchen?" — B.: „Man sagt, sie leiden an hochgradiger Heirathsfähigkeit!"

— **Durch die Blume.** Gast: „Was ist's denn mit diesem Beefsteak — dem fehlt etwas!" — Kellnerin: „Nicht daß ich wüßte!" — Gast: „Nun, sehen Sie denn nicht — es leidet an Größenwahn!"

— **Revisors Klage.** „Da soll doch ein Donnerwetter dreinschlagen! Jetzt revidir' ich bereits drei Wochen und find' noch nichts zu beanstanden!"

— **Freundliche Einladung.** Ein Dieb hatte in einem Laden 5 Pfund Kaffee entwendet.—Gerade wie er damit aus der Hausthür ging, begegnete ihm der Herr des Geschäftes. Dieser glaubte, er habe den Kaffee im Laden gekauft und sagte freundlichst: Besuchen Sie mich bald wieder.

— **Zu viel.** A.: „Ach, lieber Freund, kannst Du mir nicht etwas Geld borgen?" — B.: „Gewiß, so viel Du haben willst." — A.: „Ach nein, so viel brauch ich nicht."

— **Malitiös.** Tante (von einer Reise zurückgekehrt): „Nein, in der Residenz ist es schon zu arg! Keinen Gang konnte ich machen, ohne von ein paar Herren auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden." — Nichte: „Aber, Tante, warum haben Sie sich denn nicht umgedreht?"

— **Fatale Replik.** Herr (auf dem Ball): „Mein Fräulein! es scheint mir wirklich—Sie halten mich für einen recht einfältigen Menschen!" — Dame (verlegen): „O nein, gewiß nicht, — ich beurtheile Niemand' nach dem Aussehen!"

— **Ein glücklicher Ehegatte.** In eine einsame Farm in Californien brach des Nachts ein Bär ein. Die allein zu Hause befindliche Frau glaubte, es sei ihr Mann, der betrunken nach Hause komme, und empfing ihn, ohne vorher Licht zu machen, nach Gebühr. — Der Bär soll noch in derselben Nacht elf englische Meilen gelaufen, und durch mehrere Wochen, wegen seines gräßlichen Aussehens, von seinen Genossen gemieden worden sein.

— **Hausherrn-Stolz.** Hausherr: „Sagen Sie mir, Herr Nachbar, wie steht mir denn mein neues Haus?"

— **Offen.** Baronin (zur Wildprethändlerin): „Ich bin sehr unzufrieden mit Ihrer letzten Lieferung. Drei Rebhühner waren so alt, daß man sie gar nicht essen konnte."—Wildprethändlerin: „Oh, Frau Baron', des ischt mer arg! —Wißet Se, 's is mer gar net um Ihne, aber Sie schwätzet's hernach wieder überall 'rum!"

— **Nationalökonomie in der Kinderstube.** „Mama, gieb uns Zucker, wir möchten Zuckerkrise spielen." — „Zuckerkrise? Was ist das für ein Spiel?"—„Weißt Du, Mama, Karl und ich spielen Zuckerfabrik, und weil Niemand den Zucker jetzt kaufen will, so müssen wir ihn dann selber essen!"

— **Zu viel verlangt.** Frau: „Das ist aber doch stark, Mine! Jedes Mal irren Sie sich in der Rechnung, und jedes Mal zu Ihrem Vortheil!" — Köchin: „Aber, gnädige Frau, man kann doch von uns armen Dienstboten nicht verlangen, daß wir uns zu unserm Nachtheil irren sollen!"

— **Balljuwel.** Dame: Aber, mein Herr, Sie fassen mich zu fest. — Herr: Bitte sehr! Ein Juwel kann nicht fest genug gefaßt sein.

— **Schmuhl** trinkt am Schabbes in der Konditorei ein fein Liqueurchen, eilt dann nach Hause und sagt zu seinem Rebekchen: Hob ich heite in der Konditerei etwas Hibsches getrinkt, nu rauthe mol was! Er haucht. Rebekchen riecht und sagt: Ich rieche nicht! Er haucht wieder. Rebekchen riecht noch einmal und spricht: Ich rieche nischt als — Knobloch.

— **Biwak-Punsch.** Rittmeister: „Pfui, Teufel, schmeckt der Punsch abscheulich! Schnaufer, was für ein Wasser haben Sie denn dazu genommen?" — Gefreiter Schnaufer: „Ganz frisches vom Dorf 'rauf. J' hab' nur, weil der Herr Rittmeister g'sagt hab'n, Sie brauchen das Wasser erst in einer Stunde, die Würst' derweil d'rin g'sotten!"

— **Sonderbares Motiv.** „Warum ich Schauspieler geworden? Ganz einfach. Sehen Sie, wie ich's noch nicht war—da wohnte einer bei meiner Mutter und der ließ ihr für die Miethe ein paar Rittersiefel zurück, und da wollte meine Mutter durchaus—ich sollte sie abtragen."

— **Es fehlt eine.** Der Redacteur einer Mormonen-Zeitung schreibt: „Die unbekannte Frau, die nämlich von einem Zuge überfahren und getödtet wurde, war, wie sich jetzt herausgestellt, eine der Gattinnen des Schreibers dieser Zeilen. Eine sorgfältige Ueberzählung der letzteren hat diese Thatsache ergeben."

— **Orthodoxie.** Moses: Was hat verbrochen der Aaron? Ist er nicht ein strenger Jud? — Levy: So streng ist gewesen der Aaron, daß er hat beschnitten alle Geldstücke, die er hat erwischt.

— **Unterschied.** Sie kennen die N. wohl von Kindesbeinen an? — Ja, wenigstens als ich Kindesbeine hatte, ihre Kindesbeine habe ich nicht mehr gesehen.

— **Wie gefiel Ihnen der** lebende elektrische Kronleuchter? Brillant. Solche Arme habe ich noch an keinem Leuchter gesehen — von den Beinen ganz zu schweigen.

— **Berufswechsel.** Vagabund: Ich bitte Sie höflichst um ein Almosen! —Herr: Was sind Sie denn? — Vagabund: Von Anfang an war ich ein Fleischer; dann Kolporteur; dann Soldat; dann.........—Herr (einfallend): Und was haben Sie dann ergriffen? — Vagabund: Dann hab' ich die Flucht ergriffen!